

Erstveröffentlichung

»Interdisziplinarität« war das Zauberwort der 1960er Jahre, wurde in dieser Zeit als Teil einer Universitätsreform geprägt, und es ist diese Generation der damals Jungen, die den Begriff heute wissenschaftsintern verwaltet. Zwischen dieser »Interdisziplinarität« und der, die wir heute meinen und bearbeiten, liegt ein großer Unterschied. Viele der Probleme mit denen wir als KulturwissenschaftlerInnen und auch als WissenschaftshistorikerInnen konfrontiert sind, hängen aber mit dem Zauberwort und dessen historischer Entwicklung zusammen. Deshalb werde ich im Folgenden ausführlicher auf seine Vorgeschichte eingehen und daraus meine bereits im Abstract umrissenen Thesen ableiten.

Interdisziplinarität

Eine der berühmtesten Institutionen, die im Zeichen der »Interdisziplinarität« in der genannten Zeit gegründet wurde, war das ZIF in Bielefeld. Als 1968 das *Zentrum für interdisziplinäre Forschung* entstand,¹ war seinem Ideengeber und Initiator Helmut Schelsky etwas gelungen, worauf niemand zuvor gesetzt hätte: Er hatte in einer finanziell durchaus angespannten Situation ein kostspieliges Experiment durchsetzen können, dessen Erfolg nicht absehbar und dessen Durchführung noch unklar war. Liest man retrospektive Betrachtungen und Erinnerungen von den an diesem Projekt Beteiligten, so wird schnell deutlich, wie sie das Vorhaben als neu, ja geradezu unerhört empfanden. Zwar berief man sich auf das *Institute for Advanced Studies* in Princeton und dessen Modell, bereits arrivierten ForscherInnen Gelegenheit zu einer mehrmonatigen, von den Lasten des Berufsalltags befreiten Forschung zu geben, doch anders als in Princeton war die Zusammenarbeit zwischen den ForscherInnen, das Arbeiten an einem Projekt, fest verankert. Wo man sich in Princeton, Stanford oder auch Berlin vielleicht während eines gemeinsamen Essens die Arbeitsthemen darlegte, war dies in Bielefeld auch während der übrigen Stunden des Tages Programm. Das ZIF war das erste und einzige Institut, das interdisziplinäre Zusammenarbeit festschrieb.

Drei Gründe wurden damals und in einigen ausführlichen Evaluationsbetrachtungen in den 1980er Jahren genannt, die nicht nur zur Gründung dieser berühmten Einrichtung führten, sondern generell als Argumente für eine notwendige Interdisziplinarität angeführt wurden:

1. Die Wissenschaftslandschaft habe sich so sehr geändert, dass »wissenschaftliche Arbeitsteilung und Spezialisierung« an der Tagesordnung seien. »Immer mehr von immer weniger zu wissen scheint das Schicksal des Spezialisten« zu sein.² Das Ergebnis davon sei – so wurde konstatiert – eine unaufhaltbare Komplexität der Wissenschaftsorganisation und die Kleinteiligkeit der Wissensbestände.³ Der Philosoph Lorenz Krüger nannte es eine »quantitative Explosion von Wissenschaft«, die nicht nur zur Spezialisierung führe, sondern auch
2. zu einer veränderten Perspektive:⁴ Man müsse die Hoffnung aufgeben, als einzelner Forscher einen Überblick über die Wissenslandschaft zu erlangen. Kein Feuilleton, keine Wissenschaftszeitschrift, keine große Fachtagung vermöge dies abzudecken. Und, dabei wurde der Enzyklopädismus des 18. Jahrhunderts oder die großen populärwissenschaftlichen Schriften des 19. Jahrhunderts als Beispiel und Vergleich angeführt, man verstand »Interdisziplinarität« als vereinheitlichenden Begriff, als eine übergreifende Klammer.⁵

Neben diesen Differenzierungsdarstellungen, die einen Mangel von und ein Bedürfnis nach Synthese artikulierten, wurden

3. die neuen Anforderungen an die Wissenschaften angeführt. Jetzt sei es so, dass ein Problem nicht von einer einzelnen Disziplin gelöst werden könne. Insbesondere in ökologischen Fragen oder in der Technikfolgenabschätzung werde deutlich, dass nur in einem fachlichen Verbund verschiedener Fächer das Erklärungsmodell der Komplexität

1 1965 wurde die erste Denkschrift verfasst, 1967 fand die erste Sitzung des neuerrichteten Zentrums statt, cf. dazu den Beitrag von Lübke in Kocka, Jürgen (Hg.): *Interdisziplinarität: Praxis – Herausforderung – Ideologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987. Lübke verweist auf die Bedeutung der Persönlichkeit Schelskys bei der Durchsetzung dieses Programms.

2 Cf. den Beitrag von Kaufmann in Kocka 1987, p. 64.

3 Ibid.

4 Cf. den Beitrag von Krüger in Kocka 1987, p. 117.

5 Cf. Lübke 1987, p. 29.

6 Cf. Gräfrath, Bernd/Huber, Renate/Uhlemann, Brigitte (Hg.): *Einheit, Interdisziplinarität, Komplementarität. Orientierungsprobleme der Wissenschaft heute*. Berlin, New York: de Gruyter 1991, pp. 142-185.

7 Cf. Krüger in Kocka 1987, p. 107.

8 Cf. hierzu u.a. Müller, A.M. Klaus: *Interdisziplinäre Forschung als geschichtliche Herausforderung*. In: *Hamburger Universitätsreden 36* (1981), pp. 23-56.

9 Cf. den Beitrag von Mittelstraß in Kocka 1987, p. 155f.

10 Ibid., p. 156, Hervorh. i.O.

11 Ibid., p. 157.

und die kybernetischen Methodengrundlagen zugleich inhaltlich und arbeitstechnisch eingelöst werden könnten.⁶

Diese waren die Gründe, Interdisziplinarität zu propagieren und zu institutionalisieren. Mit der Vorstellung von einer temporären Zusammenarbeit zwischen den VertreterInnen verschiedener Disziplinen zur Beantwortung neuartiger Fragen, zur Überwindung des hoffnungslosen Spezialistentums und zur Generierung von methodischen Impulsen aus anderen Fächern für das eigene Fach, hatte nicht nur Schelsky das ZiF in Ostwestfalen ins Leben gerufen, sondern wurden nach und nach vielfältigste Programme gestartet.⁷ Mit Interdisziplinarität, so könnte man zusammenfassen, war ein Ideal der fächerübergreifenden, internationalen, unhierarchisch arbeitenden modernen *Res Publica Litteraria* entstanden.

Doch schon früh gab es Stimmen, die davor warnten, Interdisziplinarität in dieser Weise lediglich als ein Zusammenbringen von mehreren Menschen um einen Tisch, oder als ein heilendes Kommunikationsereignis zu sehen.⁸ Der Wissenschaftsphilosoph Jürgen Mittelstraß und andere wiesen darauf hin, dass Interdisziplinarität keine »Reparaturinitiative« sein dürfe, oder eine »Organisationsformel«.⁹ Vielmehr sei damit eine »wissenschaftliche Wahrnehmungsfähigkeit« verbunden:

Interdisziplinarität ist vielmehr *Transdisziplinarität*. Sie läßt die disziplinären Dinge nicht einfach, wie sie sind, sondern stellt, und sei es auch nur in bestimmten Problemlösungszusammenhängen, die ursprüngliche *Einheit der Wissenschaft* – hier als *Einheit der wissenschaftlichen Rationalität*, nicht der wissenschaftlichen Systeme verstanden – wieder her.¹⁰

Sein Fazit – die akademische Erziehungsformel unserer Generation – lautete wie folgt:

Interdisziplinarität [muss, AtH] im eigenen Kopf anfangen – als Querdenken, Fragen, wohin noch niemand gefragt hat, Lernen, was die eigene Disziplin nicht weiß. [...] Interdisziplinarität beginnt nicht erst auf der Professoren-Ebene, unter Einschaltung von Wissenschaftsministerien und Drittmittelgebern, sondern – wenn sie denn tatsächlich ein Teil unseres wissenschaftlichen Lebens werden soll – im Studium. Wer nicht interdisziplinär *gelernt* hat, kann auch nicht interdisziplinär *forschen*. Das sei die *Interdisziplinarität von unten* genannt – im Unterschied zur Interdisziplinarität als gehobener Veranstaltung von Wissenschaftssubjekten mit gutem disziplinärem Auskommen.¹¹

Abgesehen vom zeittypischen Vokabular, war dies eine andere Interdisziplinarität als die ursprünglich von Schelsky und anderen vorgesehene: Nicht allein das Zusammenkommen verschiedener Disziplinen wurde jetzt darunter verstanden, sondern seit dem Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre war damit eine Arbeitsform gemeint, eine Herangehensweise und methodische Sicht der Forschungsgegenstände, die Interdisziplinarität in einer Person vereinen sollte. Sie wurde nicht als »Wissensproduktion zweiter Ordnung« aufgefasst, wie der Soziologe Frans-Xaver Kaufmann es formulierte, sondern als eine vereinigende Perspektivierung und als ein eigenständiger Problembereich.

Ich denke, dass das unterschiedliche, sich entwickelnde und hier kurz erläuterte Verständnis von Interdisziplinarität zu einer spezifischen Forschungslandschaft geführt hat, aus der ich zwei Aspekte herausgreifen und skizzieren möchte:

(1) Interdisziplinarität wird nicht mehr grundsätzlich in Frage gestellt, allenfalls belächelt und vermeintlich oder tatsächlich durchgeführt. Zahlreiche Institutionen, ähnlich dem ZiF in Bielefeld sind entstanden, und nicht zuletzt das IFK in Wien ist eine der entscheidenden Einrichtungen, die man nicht missen möchte. Längst sind in den Forschungsprogrammen neben die arrivierten ProfessorInnen auch jüngere Leuten getreten. Jedoch ist festzuhalten, dass entgegen der Propagierung von und der dringlichen Forderung nach Interdisziplinarität zwar zahlreiche Fördermöglichkeiten geschaffen worden sind, doch handelt es sich dabei in der Regel um Projektförderungen, die selten über ein oder zwei Jahre hinaus gehen. Mit anderen Worten: Inhaltlich hat man die Studenten, DoktorandInnen und PostdoktorandInnen an eine Denkweise gewöhnt, die organisatorisch immer noch nach dem professoralen Modell der kurzen »Auszeit« funktioniert, aber weder zeitlich noch institutionell für einen längeren Zeitraum verankerbar ist.

12 Ginzburg, Carlo: Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Aus d. Ital. v. Gisela Bonz u. Karl F. Hauber. Berlin: Wagenbach 1995 (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 50).

13 Cf. hierzu jüngst Shapin, Steven: Hyperprofessionalism and the Crisis of Readership in the History of Science. In: ISIS 96 (2005), pp. 238-243.

14 Cf. Sibum, H. Otto: Working Experiments: A History of Gestural Knowledge. In: The Cambridge Review (May 1995), pp. 25-37.

15 Bredekamp, Horst/Brüning, Jochen/Weber, Cornelia (Hg.): Theater der Natur und Kunst/ Theatrum Naturae et Artis. Wunderkammern des Wissens. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin 2000.

16 Latour, Bruno/Weibel, Peter (Hg.): Making Things Public. Atmospheres of Democracy. Karlsruhe: ZKM 2005.

Dies führt nicht nur zu veränderten, oftmals unbefriedigenden Lebensentwürfen, sondern hat auch Auswirkungen auf die Forschung selbst. Eine der markantesten Folgen liegt in der Themenfindung. Mehr und mehr sind nämlich unsere Themen zwar interdisziplinär geweitet, doch zugleich in Mikrobereiche übertragen und betreffen kleine und kleinste Objekte – wie etwa in der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte zu beobachten ist. Eine Mikrogeschichte ist zwar spätestens seit Carlo Ginzburgs Essay *Spurensicherung* vom Ende der 1970er Jahre in den Adelsstand erhoben worden,¹² hat jedoch auch Nachteile mit sich gebracht. Der Wissenschaftshistoriker Steven Shapin hat das Phänomen der kleinsten Themenbereiche kürzlich als »hyperprofessionalism« bezeichnet und sieht dieses, zu einer Krise führende Phänomen v.a. in den immer spezialisierteren Studien, die keine Leserschaft mehr finden würden.¹³ Auf die Interdisziplinarität übertragen hieße das: Man ist von der einen Spezialisierung, die berechtigterweise aufgebrochen werden sollte, in einer neuen gelandet. Und frei nach Shapin kann die Ursprungsidee, nämlich das Deutlich-Machen der Zusammenhänge zwischen verschiedensten Wissensbereichen, niemanden mehr erreichen.

Zugespißt formuliert ist es also eine, von unserer Generation in einer Person jeweils vertretenen Interdisziplinarität ohne ausreichenden institutionellen Hintergrund, die u.a. zu einer Etablierung der von den Tagungsveranstaltern zur Diskussion gestellten außeruniversitären Forschung geführt hat. Damit bin ich bei meinem zweiten Punkt angelangt.

(2) Denn zeitgleich zur Untersuchung der Mikroprozesse wurde das Augenmerk auch auf die Praxis, auf die Materialität der Forschung, auf das Machen im Labor gelenkt. Im Bewusstsein der Vernetztheit aller Wissensbestände und der dabei zu Grunde liegenden kommunikativen und medialen Strukturen, sind seit den 1970er, v.a. seit den 1990er Jahren die einzelnen Verrichtungen und ihre Werkzeuge, der Gebrauch von Dingen, die Sinn- und Bedeutungssysteme schaffen und reproduzieren können, in den Vordergrund getreten. Diese praxiologische Wende soll nicht weiter beschrieben, sondern hier festgehalten werden, dass mit der Absage an eine reine Ideen- und Theoriegeschichte neue Fragestellungen entstanden und v.a. die Etablierung neuer Quellen jenseits des Textes notwendig geworden waren. Insbesondere diese neuartigen Quellen – und ich denke hier an Materialerkundungen, an Dinge und an Räumlichkeiten – lenkten das Augenmerk unserer Forschung, besser unserer Methode auf außerakademische Bereiche.

Dazu möchte ich zwei Beispiele aus der Wissenschaftsgeschichte anführen: Das erste Beispiel betrifft eine besondere Art des Nachvollzugs von naturwissenschaftlichen Experimenten. Die an der Universität Oldenburg von Falk Rieß und anderen entwickelte »Replikationsmethode« beruht darauf, dass ein historisches Experiment mit weitgehend originalgetreuen Nachbauten nachvollzogen wird. Dies macht nicht nur eine eingehende Analyse der Originalapparatur notwendig, sondern in der Herstellung des Nachbaus und in der anschließenden Durchführung des Experiments wird eine intensive Auseinandersetzung mit den materialen Bedingungen (also verwendete Materialien und Fertigungstechniken) notwendig, die zu Erkenntnissen über das Experiment führen, die man bei einer textlichen Analyse nicht hätte gewinnen können. Ein anschauliches Beispiel bietet die Arbeit von Otto Sibum zu dem Physiker James Prescott Joule. Erst als er dessen Apparatur zur Bestimmung des Werts des mechanischen Wärmeäquivalents nachbaute und das Experiment durchzuführen versuchte, wurde deutlich, dass dessen Hintergrund als Sohn eines Brauereibesitzers und die mit dem Brauereiwesen verbundenen Fähigkeiten zur »gefühlten« Temperaturmessung entscheidend für die erfolgreiche Durchführung des Experiments gewesen waren.¹⁴

Das zweite Beispiel betrifft die neuere Geschichte der Objekte. Analog zur Auseinandersetzung mit den Wissenspraktiken hat man sich innerhalb der wissenschaftshistorischen Forschung den Gegenständen, Instrumenten und Werkzeugen auch außerhalb der genuinen Experimentalpraxis zugewandt. Bilder etwa werden dabei als Dinge oder Objekte gefasst oder die Relevanz der Alltagsgegenstände und ihr soziales Formationspotenzial hervorgehoben sowie der sammlungsgeschichtliche Hintergrund verschiedener Forschungsbereiche ausgemacht. Vor diesem Hintergrund entdeckten Universitäten ihre seit Jahrzehnten vernachlässigten historischen Sammlungen und deren praxiologische, ästhetische und epistemische Bedeutung (wie in der Ausstellung *Theatrum Naturae et Artis*, 2000/01 in Berlin¹⁵); und WissenssoziologInnen formierten gemeinsam mit KünstlerkuratorInnen internationale Wissenschaftlerteams, die gemeinsame Ausstellungen entwarfen (wie z.B. Bruno Latour und Peter Weibel für die Ausstellung *Making Things Public*, 2005 in Karlsruhe¹⁶). Das Ausstellungsmachen selbst wird dabei zunehmend als forschungsrelevant aufgefasst.



17 te Heesen, Anke (Hg.):
cut and paste um 1900. Der
Zeitungsausschnitt in den Wissen-
schaften. Kaleidoskopien 4 (2002).

Für mich etwa war das Ausstellungsprojekt *cut and paste um 1900* ein Schritt in diese Richtung (2002 in Berlin¹⁷). Es ging dabei um die Kultur des Zeitungsausschnitts als eines Schnittstellenobjekts der Zeit von ca. 1880 bis 1930. Die Forschung für und die Tätigkeit zur Zusammenstellung der Ausstellung war für mich insofern von Bedeutung, als ich Material, das verschiedenen disziplinären Kontexten entstammte, nebeneinander legen und – im Raum präsentierend – einer ausführlichen Untersuchung unterziehen konnte: Wo sonst könnte man Collagen von George Grosz neben einer Manuskriptseite aus Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* und der Zettelsammlung des Neuroanatomen Oskar Vogts sehen? In keinem Archiv wäre dies möglich gewesen.

In den genannten Beispielen – experimenteller Nachvollzug und das Ausstellungsmachen – handelt es sich neben der bekannten wissenschaftlichen Forschung mit ihrem üblichen Instrumentarium und ihren professionellen Einrichtungen (Bücher, Archivstudium, Verfassen von Texten, etc.) auch um eine performative Bearbeitung des Themas, die sich an Theorie wie Praxis und an verschiedenen disziplinären Feldern ausrichtet.

So könnte man zusammenfassen, dass zum einen der Grund vieler KollegInnen und meiner selbst für einen Wechsel oder doch eine Orientierung an außeruniversitären Einrichtungen darin liegt, dass – wie bereits betont – der alten wie neuen Interdisziplinarität kein ausreichend akademischer institutioneller Hintergrund gegeben wird. Zum anderen aber liegt darin eine noch zu wenig beachtete Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis vor, in der die theoretische Arbeit gleichsam mimetisch nachvollzogen wird und umgekehrt erst die Theorie durch diese Mimesis entscheidende Impulse erhält. Es ist also die »praxiologische Wende«, die zur lebhaften außerakademischen Forschung entschieden beigetragen hat und deren Innovationspotenzial v.a. darin liegt, dass sie eine Übersetzungstätigkeit zwischen professionellem Vokabular auf der einen Seite und allgemein verständlicher Sprache auf der anderen leistet. Durch die Etablierung neuer Quellen schafft sie nicht zuletzt auch sinnliche Anreize (Objekte), die auch der alltäglichen Lebenswelt entstammen können und deshalb zur Vermittlung spezifischer Inhalte für ein breiteres Publikum besonders geeignet sind.

Ich habe zum einen versucht, die gegenwärtigen förderpolitischen Mängel zu skizzieren, die mit dem Modell der Interdisziplinarität verbunden sind, und zum anderen aufzuzeigen, dass aus der transdisziplinären Anverwandlung von Forschungsthemen Potenziale entstanden sind, die Fragen nach der Praxis und der Relevanz des außeruniversitären Bereiches für die Lehre und Forschung deutlich gemacht haben. Hergleitet und verbunden habe ich dies in dem spezifischen deutschen Kontext der Interdisziplinarität, wie er mir und anderen an den sog. Reformuniversitäten und Neugründungen von Bielefeld über Hildesheim zu Oldenburg nahe gebracht worden ist. Dies, so würde ich sagen, ist eine Linie der Kulturwissenschaften, deren Anstoß eben nicht allein (und wie vielfach dargestellt) aus dem anglo-amerikanischen Raum stammt.

Dr.in phil. Anke te Heesen, ist Leiterin des Museums der Universität Tübingen. Zuvor arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin und war 2005/2006 IFK_Research Fellow. Sie forscht zur Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte sowie zu den materialen Praktiken des Wissenschaftlers. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des 18.-20. Jahrhunderts.
Kontakt: anke.teheesen@verwaltung.uni-tuebingen.de